N12<527804794 021
LS.
ubTÜBINGEN

Vierhundert Millionen.*)

Unter diesem Titel hat der im Dienst der englisch kirchlichen Mission in Ningpo arbeitende Missionar Moule kürzlich ein Werkchen über China und seine Bewohner veröffentlicht, das er seinen Landsleuten als einen donnernden Mahnruf in Herz und Gewissen schleudert: 400 Millionen durch eine und dieselbe Schriftsprache zu erreichenden, unsterblichen Seelen, denen gegenüber sie überdieß bereits eine schwere Verschuldung auf sich geladen, die rettende Hand zu reichen, so lange die Möglichkeit dazu gegeben sei. Vierhundert Millionen Menschen, denen trotz mancher herrlichen, wie ein fernes Echo der göttlichen Offenbarung klingenden Sittensprüche ihrer alten Weisen dennoch die Grundlage aller wahren Sittlichkeit fehlt, weil sie nichts von einem lebendigen Gott und von kindlicher, ehrfurchtsvoller Liebe zu ihm wissen, sondern nur die bange Furcht vor einem unheimlichen Geisterreich kennen — dieser Gedanke bewegt Moule so tief, daß er es auf jede Weise versucht, ihn auch für Andre zündend zu machen. Er führt seinen Lesern die drei Hauptreligionen der Chinesen vor Augen, um ihnen zu zeigen, wie der ursprüngliche Gottesglaube in der Philosophie eines Confucius allmählich in Atheismus verschwimmt; wie der Buddhismus Gott vom Throne stößt, um statt seiner den Menschen darauf zu erheben; wie der Tauismus endlich die Natur vergöttert und durch pantheistische und materialistische Anschauungen hindurch zum groben Götzendienste führt — wie aber in keiner von allen diesen Religionen Raum ist für irgend eine herzerhebende Hoffnung, während eine wie die andere jeder Art von Aberglauben Thür und Thor öffnet. — Wir folgen ihm auf dieses Gebiet nicht weiter, da viele deutsche Missionsfreunde es schon mit unsrem Basler Missionar Lechler durchwandert haben und auch diese Blätter den Ahnendienst, diesen am tiefsten in's Volksleben eingreifenden Bestandtheil sämmtlicher Religionen China's, und das ganze damit zusammenhängende System des Aberglaubens erst kürzlich ausführlich besprochen haben. (Miss. Mag. 1868, S. 469 ff.; 1869, S. 211 ff.) Nur flüchtig wollen wir hier daran erinnern,

*) Four hundred millions. Chapters on China and the Chinese. London. 1871.

wie auch beim Ahnendienst weit weniger die Liebe zu den Verstorbenen, als die das ganze Dasein des Chinesen beherrschende Geisterfurcht die leitende Triebfeder ist, und wie die darauf bezügliche Lehre von den sich in der Luft bekämpfenden guten und bösen Einflüssen, deren Strom durch die geringfügigsten Hindernisse auf seinem Weg in verderbliche Bahnen gelenkt werden kann, jeder Neuerung auf dem Gebiet des äußeren Lebens nicht minder feindlich entgegentritt, als der Verkündigung des Evangeliums. Wenn irgend ein nicht nach allen Regeln chinesischen Aberglaubens erbautes Häuslein, wenn eine bloße Telegraphenstange nach der Volksmeinung im Stande ist, in unheilvoller Weise das Gleichgewicht der in der Luft herrschenden Mächte zu stören, wie sollte da an die Erbauung von Eisenbahnen, an die Durchbrechung von Bergen und die rücksichtslose Ueberbrückung von Flüssen und Thälern zu denken sein?

Moule läßt uns aber auch noch in andere Seiten der chinesischen Zustände hineinblicken, und davon möge sich hier Einiges ergänzend der Lebensbeschreibung des treuen Burns anreihen, der in der rastlosen Arbeit nicht Zeit fand zu derlei Berichten.

I.

„Die verschiedenen Religionssysteme der Chinesen haben nicht vermocht, tugendhafte Menschen zu machen, weil sie kein Heilmittel gegen die Sünde bieten; aber die gröberen, mehr in die Augen fallenden Ausbrüche des Lasters zu beschränken und ein gewisses Gefühl von Recht und Unrecht im Verhältniß von Mensch zu Mensch wach zu halten, ist ihnen gelungen. Obgleich in Schwachheit, und oft nur in äußerlichem, oberflächlichem Gehorsam, haben die Chinesen als Volk doch seit dem grauesten Alterthum ihre Eltern geehrt, und wahrhaftig, sie haben als solches lange gelebt in dem Lande, das der Herr, ihr Gott, ihnen gegeben hat. Bedenkt man, daß dieses allerdings jetzt wankende Reich bis zu den Tagen Abrahams hinaufreicht, daß es das allmähliche Emporblühen und den Zerfall der assyrischen, babylonischen, persischen, griechischen und römischen Weltherrschaft gesehen und überdauert hat und jetzt in seinem 4000sten Jahr als eine ebenbürtige Macht mit der erst 90jährigen amerikanischen Republik verkehrt, so kann man kaum umhin, darin eine buchstäbliche Erfüllung der das vierte Gebot begleitenden Verheißung zu sehen.

„Nichts fiel mir während eines nahezu achtjährigen Aufenthalts in Ningpo, und mehr noch seit meiner Rückkehr nach England so

sehr auf, wie der Gegensatz zwischen der nächtlichen Physiognomie der Straßen Londons und Ningpos. Es gibt in letztgenannter Stadt Weinschenken die Menge, und das einheimische Gewächs ist sehr stark, aber nur äußerst selten sieht man einen Betrunkenen. Ueberhaupt wird, die Götzenprocessionen ausgenommen, ein christliches Auge nicht leicht durch einen öffentlichen Auftritt beleidigt; das stille, verheerende Laster des Opiumrauchens aber wird kein Engländer ohne das demüthigende Gefühl betrachten können, daß es sein eigenes Volk ist, das gewissermaßen die Verantwortung dafür trägt. Einer kürzlich gemachten Berechnung nach ist ein volles Viertel der erwachsenen männlichen Bevölkerung, also eine Anzahl von etwa 24 Millionen Seelen dem Genuß des Opiums ergeben. Ein chinesisches Religionssystem wie das andere erweist diesem Laster gegenüber sich machtlos: Anhänger des Confucius fröhnen ihm nicht minder als buddhistische und tauistische Priester. Anfangs freilich gebrauchen Viele das Opium nur in kleinen Dosen; allein daß es auch manche mäßige Raucher gibt, wie anderswo mäßige Trinker, ist ein schlechter Entschuldigungsgrund für die Einführung eines Gifts, das anerkannter Maßen durch die List, womit es seine Opfer umgarnt, und den ungeheuren Kampf, den es kostet, sich seinen Klauen wieder zu entreißen, sich viel gefährlicher erweist als der Weingeist.

„So überlegen auch auf den ersten Blick die Chinesen in sittlicher Beziehung andern heidnischen Völkern scheinen, sind doch auch unter ihnen die schlimmsten Laster, die Röm. 1 und Ephes. 4 verzeichnet stehen, nur zu bekannt. Das weibliche Geschlecht steht zwar nicht auf einer so niedern Stufe der Sittlichkeit, wie in manchen andern heidnischen Ländern; seine geistige Bildung jedoch ist im Durchschnitt sehr vernachlässigt. Wohl gibt es einige bevorzugte Bezirke, wie z. B. die Stadt Hangtscheu, wo manche Frauen der höhern Stände lesen können und es nichts Ungewöhnliches ist, daß ein reicher Mann seine Lieblingstochter selbst unterrichtet; ja, ich weiß sogar von einem Fall, in dem eine Knabenschule unter weiblicher Leitung steht; allein im Ganzen sind das doch seltene Ausnahmen. So weit meine Kenntniß reicht, gibt es in der ganzen Ausdehnung des Reichs keine Mädchenschule. Die ganze Unterweisung, die eine Tochter erhält, erstreckt sich auf die Kunst Reis zu kochen, Kohl zu waschen, Schuhe zu machen, Stickereien und grobe Näharbeiten zu verfertigen. Und doch ist der Werth weiblicher Bildung den Chine-

sen nichts durchaus Unbekanntes. Schon in einem ihrer alten Weisen ist zu lesen: 'Was sind die Folgen des Mangels an Belehrung? Die Frauen werden keine andere Sorge kennen, als ihre Köpfe zu schmücken, sich kunstgerecht zu schminken, sich möglichst vortheilhaft zu kleiden, ihre Haarnadeln und Ohrringe geschmackvoll anzubringen und Allem, was sie essen oder trinken, das feinste Aroma zu geben. Das wird die Summa ihrer Leistungen sein, weil ihnen jeder Begriff fehlt von den einfachsten Pflichten einer Familienmutter.' Ein treffendes Gemälde, dessen volle Wahrheit ich als Augenzeuge verbürgen kann. Erwacht aber in einer chinesischen Frau je in reiferen Jahren noch der Durst nach Erkenntniß, wie das bei unsern Bekehrten zuweilen geschieht, so stellen sich ihr die verwickelten Schriftzeichen als eine hoffnungslose Schranke entgegen. Hauptsächlich im Interesse des weiblichen Geschlechts haben darum die Missionare angefangen, in der christlichen Literatur statt der uralten chinesischen Wortzeichen das lateinische Alphabet zu gebrauchen und die Laute der verschiedenen Mundarten durch die entsprechenden Buchstaben wiederzugeben."

Was von andern Seiten schon über das in China so furchtbar verbreitete Verbrechen des Kindsmordes geschrieben wurde, ist Moule geneigt, für theilweise übertrieben zu halten. „Es herrschte nach dem Rückzug der Taipings im Jahre 1862 in erschreckender Weise in einigen Bezirken um Ningpo her. Die Verwüstungen des Rebellenheeres hatten die Leute in großes Elend versetzt, und da ertränkten sehr häufig die Armen ihre kleinen Mädchen. Ich kenne ein solches, das von seinem Vater etliche Jahre, ehe derselbe sich bekehrte, dem Tode geweiht war. Man versuchte, die Kleine zu ertränken, aber es wollte nicht glücken: sie kam wieder und wieder ins Leben zurück. Endlich stand der Vater davon ab, indem er ausrief sie scheine zum Leben bestimmt zu sein. Uebrigens besteht in Ningpo zur Verhütung des Kindsmordes ein Verein von wohlhabenden Eingebornen, der jeder armen Familie bei der Geburt eines Mädchens eine Unterstützung gewährt und ihr eine schwere Geldstrafe auferlegt, wenn das Kind getödtet wird. Ich hörte von einem derartigen Fall, da ein Mann in seiner Verzweiflung über der Geburt seines elften Töchterleins dasselbe ertränkte, aber alsbald von dem Agenten der Gesellschaft angegeben wurde und dafür ein Stückchen seines Ackers einbüßte."

Ningpo scheint demnach eine rühmliche Ausnahme von andern chinesischen Städten zu machen, denn nicht ohne Schaudern kann man lesen, was z. B. der Marquis von Beauvoir, der die Prinzen von Orleans auf ihrer Reise um die Welt begleitete, von Kanton schrieb:

„Als wir auf einsamem, schmutzigem Pfad längs der Erdwälle eines kleinen, fast zerfallenen Dörfleins hinschritten, sahen wir im reifbedeckten Gras ein Mattenkörbchen mit zugenähtem Deckel stehen, in dem sich etwas zu regen schien. Wir schnitten das grobe Geflechte mit einem Messer auf und fanden darin ein armes, nacktes Geschöpfchen, blau und starr vor Kälte. Sobald es das Licht erblickte, fieng es an zu wimmern, und gleich darauf ließ sich auch aus einem andern Busche die Stimme eines mit dem Tode ringenden Kindes hören. Das letztere war offenbar über den Erdwall herabgeworfen worden, denn es lag mit zerbrochenen Gliedern da. Und so fanden wir auf einer Strecke von etwa 800 Ellen sieben sterbende, erst etliche Stunden alte Kinder. Einige zeigten Spuren von Aussatz, andere waren beinahe erfroren, eines hatte einen Messerstich in die Seite erhalten. Ich kann nicht Worte finden für meine Gefühle des Mitleids, Schmerzes und Aergers beim Anblick dieser vom Frost schon so übel zugerichteten Kleinen, daß keine Sorgfalt sie hätte ins Leben zurückführen können. Sieben auf einem Weg von nicht ganz einer halben Stunde! Ist es nicht zu entsetzlich, zu herzzerreißend? Ich gestehe offen, daß ich nie an die Aussetzung chinesischer Kinder hatte glauben wollen. Ich hatte mir vorgesagt, daß, da selbst die wilden Thiere ihre Jungen lieben, es unmöglich ein Land in der Welt geben könne, in dem man die Kinder ihrer Hilflosigkeit überlasse. Es werde vereinzelte Verbrechen des Kindsmordes geben, wie in unsern eignen großen Städten auch, meinte ich, aber das könne auch dort nur die Folge menschlicher Leidenschaften und menschlichen Elends sein. Nun aber habe ich mich eines andern überzeugt. Mein Leben lang werde ich die sieben Kindlein nicht vergessen, die ich vor den Thoren der ersten chinesischen Stadt, die wir besuchten, dem Tode preisgegeben sah. Jetzt kann ich mich nicht mehr wundern, daß, wenn ich mich recht erinnere, die Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens die Zahl der jährlich in den großen Städten China's ausgesetzten Kinder auf 20,000 schätzen. . . .

„Als in der obern Stadt, wo die fremden Missionare wohnen,

Monseigneur Guillemin, der Bischof von Kanton, uns in einen großen viereckigen Saal führte, der unter der Aufsicht einer barmherzigen Schwester steht, wußten wir uns anfangs die Bestimmung zwanzig hölzerner, mit dunkeln Tüchern bedeckter Tröge nicht zu deuten. Wie die Schwester diese Tücher wegnahm, lagen da reihenweise neben einander zweihundertfünfzig Kinder — die Ernte einer einzigen Woche! Einige sahen munter aus, die meisten aber fahl, fünfzehn lagen in den letzten Zügen, vier waren soeben gestorben. Jeden Morgen gehen die von den Schwestern erzogenen chinesischen Christinnen mit ihren Körben hinaus in die Vorstädte, an die Hecken, Mauern und öde liegenden Plätze, um die noch lebensfähigsten Kleinen aufzulesen, die sie da finden.

„Anfangs waren die Chinesen bereit, ihre überflüssigen Kinder zu verkaufen; in der Folge aber gaben sie das auf aus Aerger, daß Andere diejenigen erziehen, deren eigentlich sie sich anzunehmen hätten. Unter hundert ausgesetzten Kindern sind durchschnittlich neunzig Mädchen und zehn Knaben. In Einem Jahr wurden hier 4483 ausgesetzte Kinder aufgenommen, getauft und verpflegt. Wären mehr Geldmittel zur Bezahlung der Kindersammlerinnen und zur Erziehung der aufgefundenen Kleinen vorhanden, so fänden hier täglich Hunderte von Kindern Aufnahme, denn die traurigen Verherungen der Gewohnheit der Kinderaussetzung fressen um sich wie ein Oelflecken."

So der Marquis von Beauvoir. Hören wir indeß Moule weiter:

„Eine andre düstre Seite des chinesischen Volkslebens sind die herumstreichenden Bettlerschaaren. Schon ein armer Chinese zu sein, muß dem Europäer ein bittres Loos erscheinen. Ein der Winterkälte und Sommerhitze gleich offen stehendes, von Schmutz starrendes Häuschen ohne Ofen oder trauliches Kaminfeuer — wer möchte sichs zur Wohnung wünschen? Denke dir aber nun noch das Ziegeldach und die schlecht verschlossenen Fenster weg, lieber Leser, oder stelle dir einen nach allen vier Wänden offenen Schuppen vor, in dem während des Sommers die Moskitos dich quälen, und von Baden oder Waschen keine Rede ist, weil dein Anblick noch nicht Mitleid erregend genug wäre, während du Winters nur einen alten Sack zur Decke und den Schnee zum Lager hast. Wie wäre dirs zu Muth, Tag für Tag am frostigen Morgen vor Kälte zitternd in deinen Sack gehüllt von Straße zu Straße an den Thüren zu pochen, und

dann, wenn der kurze Wintertag zu Ende ist, mit leerem Magen heimzukehren, um die Nacht hindurch zu frieren? Schnee und Moskitos und Kälte und Schmutz in traurigem Kreislauf das ganze Jahr hindurch, und dazu fast immer nagender Hunger, bis du endlich dahinstirbst, um unbekannt, unbeweint und vergessen wie ein Hund unter der Stadtmauer verscharrt zu werden — scheint dir das nicht die Hölle auf Erden? — Nicht so dem chinesischen Bettler. Wohl gibt es auch solche, die ihr Elend fühlen, aber unverkennbar hat das frei herumschwärmende Leben für Viele einen mächtigen Reiz. Ich traf vor Kurzem einmal beim Nordthor Ningpos mit einem Schlangenfänger, gleich allen seinen Gewerbsgenossen einem Mitglied der Bettlerzunft, zusammen. Er legte sich darauf, den Schlangen ihre Giftzähne auszuziehen und sie in Arzneiläden und als Hausmittel gegen den bösen Blick von Hexen zu verkaufen. Nachdem ich mir einige seiner Schlangen beschaut und ihm etliche Kasch gegeben hatte, fragte ich ihn, wie lange er nun schon ein Bettler sei? — Achtzehn Jahre, erwiederte er. 'Aber warum arbeitest du denn nicht?' fragte ich weiter. — Ich habe kein 'Kapital' dazu. — 'Wie viel hättest du denn nöthig, um ein ordentliches Gewerbe anzufangen?' — Zweitausend Kasch. — Nur 2000 Kasch! Also nicht ganz 5 fl. nach unserm Gelde. Hätte er in 18 Jahren eine so kleine Summe nicht leicht ersparen können? Ich war versucht, ihm dieses 'Kapital' zu schenken, um ihn aus der schmutzigen Herberge zu erlösen, in der ich ihn hernach besuchte; allein ich wußte, daß wenn ich das thäte, eine Legion seiner Brüder und Schwestern auftauchen würde, alle seit 18 Jahren Bettler, alle 2000 Kasch begehrend, um ein ehrliches Gewerbe anzufangen, und doch alle fest entschlossen, als Bettler zu leben und zu sterben — gleichviel, ob ich ihr Verlangen gewähre oder nicht.

„Die Bettler in Ningpo und seiner Nachbarschaft zerfallen in drei Hauptklassen, alle elend, schmutzig und hinterlistig, aber doch mit Unterschieden, die unser Mitleiden in verschiedenartiger Weise in Anspruch nehmen.

„Die zahlreichste, stärkste, best organisirte und über die reichsten Hilfsquellen verfügende Klasse ist diejenige, an deren Spitze als eine Art Zigeunerkönig der Kai-tau steht — ein Mann, der seine Würde seiner Meisterschaft in Schelmenstreichen und Gelderpressungen verdankt. Seine Aufgabe ist es, den Vermögensstand und die jähr-

lichen Einkünfte der hauptsächlichsten Kaufleute zu konstatiren; Schneider und andere Handwerker gehen dabei leer aus. In diese Hauptläden geht er und marktet so lange, bis ihre Besitzer handelseins mit ihm werden. Darauf werden zwei Papiere, ein grünes und ein rothes, mit dem Namen des Kai-tau, der bewilligten Summe und den Tagen, an welchen dieselbe auszubezahlen ist, am Laden befestigt nebst der Bemerkung: 'Die Brüder dürfen nicht hieher kommen, um zu stören und zu belästigen.' Dadurch ist der betreffende Laden vor jener Bande gesichert; aber wehe dem Kaufmann, der auf den Handel nicht eingeht! Auf ihn wird die ganze zerlumpte, schmutzige, unverschämte, geilende Horde losgelassen, bis er am Ende noch froh ist, durch eine Erhöhung der zuvor verweigerten Summe die Bettlerbande wieder los zu werden. Größere Geschäfte zahlen deren Obmann jährlich ihre 7—8000 Kasch; die Jahrestaxe eines besonders großartigen soll sich sogar auf 36,000 Kasch belaufen. In diese Verbindungen werden nur Männer aufgenommen. Sie haben, so viel mir bekannt ist, kein Eintrittsgeld zu bezahlen, sondern bloß ihre Namen einzutragen. Die geübtesten Schurken sind dem Hauptschurken natürlich die willkommensten. Gewandte Bettler können allein durch diesen Industriezweig zu einer Jahreseinnahme von 10,000 Kasch kommen; ungewandtere oder trägere stellen sich auf etwa 1000 Kasch. Dieß ist indeß lange nicht die einzige Quelle ihres Einkommens. Der Bogen des Bettlers hat mehr als nur einen Strang und ist immer gespannt: Geburten, Heirathen und Todesfälle sind seine besondern Erntezeiten. Ist irgendwo eine Hochzeit, so stellen die Bettler sich ein und singen:

Glück zu!
Reichthum und Ehre kehr' bei Euch ein!
Häuser voll Gold und Edelstein
Und viele Söhne und Enkelein
Sei'n Euch bescheert!
Glück zu! Glück zu!

„Dafür erhalten sie einige Kasch, da man die ungebetenen Gäste möglichst schnell abzuschütteln wünscht. Den Tag nach der Hochzeit aber stehen sie wieder da und fordern die übrigen Brocken. Aehnlich bei den Leichenfeierlichkeiten, wo manchmal zum Voraus eine ziemlich bedeutende Summe unter die Bettler vertheilt werden muß, damit sie das Begräbniß und das damit verbundene Ahnenopfer ungestört

mit der wünschenswerthen Feierlichkeit und Stille vor sich gehen lassen. Bei der Beerdigung eines eingebornen Christen in Futschau kam es einmal vor, daß ein Schwarm von Bettlern und Aussätzigen sich um das Grab versammelte und 20,000 Kasch oder 48 fl. forderte für die Erlaubniß, den Sarg einzusenken. Und wirklich, einer der Schurken stieg ins Grab hinunter und hielt dadurch das Hinablassen des Sarges bis zur Abenddämmerung auf. Als die Horde endlich merkte, daß christliche Begräbnisse nicht an bestimmte Stunden gebunden sind, gab sie sich schließlich mit 800 Kasch statt mit 20,000 zufrieden.

„Eine andere Einkommensquelle — freilich eine sehr unsichere, sollte man denken — bringt auch zuweilen schönen Gewinn. Wenn ein besonders erbitterter Gläubiger, der Saumseligkeit seines Schuldners müde, mehr darauf aus ist, demselben das Leben sauer zu machen als zu seinem Gelde zu kommen, übergibt er seine Forderung — vielleicht mit der Uebereinkunft, die erpreßte Summe zu theilen — den Bettlern und schickt dieselben dem Aermsten Tag für Tag ins Haus. — Ein weiteres Geschäft, woraus den Bettlern ein kleiner Verdienst erwächst, ist auch das Begräbniß der Hingerichteten.

„Manche geben sich für schiffbrüchige Seeleute u. s. w. aus und breiten ein Papier oder ein Stück weißen Tuchs mit der Beschreibung ihrer vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Leiden vor sich hin auf dem Boden aus, beugen sich jammernd darüber her und lassen wohl auch einige mühsam herausgepreßte Thränen darauf fallen. Wieder Andere setzen sich schnatternd einem Strohwisch gegenüber, an dem ein warmes Kleidungsstück hängt, und klagen dem Vorübergehenden, so bitter sei ihre Armuth, daß sie willig dieß ihr letztes Kleidungsstück verkaufen würden, nur um sich ein wenig Nahrung zu verschaffen. Noch Andere binden auch ihren Kindern solche Strohwische an mit der Klage, ihr Elend zwinge sie, selbst diese feilzubieten. Höchst wahrscheinlich aber wurden die armen Kleinen vorher gemiethet, um täglich geklemmt zu werden und dann durch ihre Thränen Mitleid zu erregen. Diese Leute nennt man Gaetung, Kummerbewegte, oder Pa-di-t'aen, Waaren-Ausbreiter, und sie Alle gehören, so viel ich weiß, zur ersten, um ein Oberhaupt geschaarten Bettlerklasse.

„Die zweite Klasse gleicht der ersten in mancher Beziehung; doch steht sie in den Augen des Volks einen Grad niederer, obgleich

sie selbst dem Namen 'Hochblumige Leute' nach, den sie sich beilegt, sehr groß von sich zu denken scheint. Ihre Mitglieder leben in den Vorhöfen gewisser Tempel, und die meisten von ihnen gehören der Hefe der zahlreichen Flüchtlinge aus den Tagen der Taiping-Rebellion an; so ziemlich Alle aber gelten für Diebe. Auch diese Sippschaft hat einige regelmäßige Einkünfte. In der Mitte des siebenten Monats, wenn den abgeschiedenen Geistern, die, wie man glaubt, dann ihren kurzen Urlaub benützen, um allenthalben Krankheiten zu verursachen, Opfer dargebracht werden, kommt sie und begehrt die Reste der Geistermahlzeiten. Auch diese Leute versuchen es, wie die ganze Bettlerzunft, von einem Laden zum andern zu gehen, jedoch mit verschiedenartigem Erfolg. Ganz vergeblich ist ihre Unverschämtheit selten, obschon ich einmal zusah, wie ein Dreher einen Bettler vollkommen entmuthigte, indem er ihm eine Handvoll Späne ins Gesicht warf. Zu gewissen Zeiten, namentlich ums Neujahr herum, kann man Bettler dieser zweiten Klasse halb nackt, mit strohernem Schnurrbart und die Stirne mit Schmutz bedeckt, von Haus zu Haus gehen sehen, um mit vertraulicher Miene als Beschützer vor bösen Geistern ihre Geld- oder Reisforderung zu stellen. Jedes Haus pflegt drei, aber nicht mehr als drei solcher Beschützer seinen Tribut zu bezahlen. Den vom Land in die Stadt kommenden Booten passen eigene Bettlerboote auf, um diese Taxe zu erheben.

„Die dritte Bettlerklasse ist die, für welche durch mildthätige Beiträge gegründete und unterstützte Zufluchtsstätten bestehen, Kolaou-yuen, 'Asyl für die Vaterlosen und Nothleidenden' und andere. Die Mitglieder dieser Klasse tragen alle irgend ein Gebrechen an sich herum, es sind Blinde, Lahme, Verstümmelte oder mit Schwärmen Bedeckte; mitunter leiden sie aber auch an selbstgemachten Uebeln. So begegnete es einmal Dr. Lockhart in Schanghai, daß sich ein Mann mit heftig entzündeten Augen und furchtbar angeschwollenen Augenliedern in seinem Spital einstellte. Er gab vor, er sei Gypser und habe durch einen Unfall etwas Kalk in seine Augen gebracht. Eine genauere Nachforschung ergab jedoch, daß der Mann absichtlich beide Augen mit Kalk gefüllt hatte, um als ein Erblindeter Mitleid zu erregen, und es war ihm gelungen, sie total zu zerstören. Es ist dieß kein vereinzelter Fall: gar manchmal blendet sich ein Bettler, wenn es ihm nicht glücken will, mit gesunden Augen seinen Lebensunterhalt zu finden; auch Kinder werden von ihren Eltern zuweilen durch

Kalk oder Nadelstiche des Gesichts beraubt. Sogar noch unbegreiflichere Selbstverstümmelungen als diese kommen vor. Man sah eines Tages vier Männer, die ihre Füße etliche Zoll unterhalb des Knies verloren hatten, auf Händen und Knien daherkriechen. Sie versicherten, sie seien alle durch eine Feuersbrunst zu Krüppeln geworden. Dagegen wurde mir aber mit Bestimmtheit gesagt, im südlichen Theil der Schantong-Provinz lassen die Bettler ihre Füße durch einen sich ganz auf dieses Geschäft legenden Chirurgen abnehmen, der etwa in der Mitte der Wade den Fuß mit einem dünnen Strang umwinde, den er täglich fester anziehe, bis endlich der untere Theil des Fußes absterbe, worauf dann das Bein bloßgelegt und abgesägt, die Wunde verbunden und der Amputirte entlassen werde, begleitet von den Glückwünschen seiner Freunde, in deren Augen er nun auf dem besten Wege sei, sein Glück zu machen; Viele erliegen aber auch den Qualen der langsamen Operation. Auch erzählte mir Miss. Wylie aus Schanghai, daß in den dortigen Theegärten Tag für Tag ein Mann zu sitzen pflegte, der seinen eigenen, auf einem Stein vor ihm liegenden, verdorrten und geschwärzten Fuß unverrückt anstarrte. Vermuthlich war derselbe auf eben diese Weise amputirt worden.

„Ein großer Theil der Bettlerzunft steht unter den eigenen Kameraden sogar in schlimmem Ruf. Es sind das früher schon bestrafte Diebe, die das Zeichen ihres Vergehens noch immer mit sich herumtragen — ob als Strafe, oder als Zeichen der Reue, oder um Mitleid zu erregen, weiß ich nicht zu sagen. Man heißt sie Mandarinenbettler. Einige haben einen schmalen Holzkragen, denjenigen ähnlich, die verurtheilte Diebe auf der Straße tragen; Andere schleppen von Morgens bis Abends einen schweren Stein auf den Schultern herum, ein Zeichen schwererer Verschuldung. Noch Andern ist ein massiver eiserner Speer an Fuß und Oberarm geschlossen; diese Letztern sind der Mehrzahl nach aus andern Provinzen verbannte Leute. Wieder Andere, leichtern Muths und weniger mit Fesseln belastet, schwingen mit echter Gauklergeschicklichkeit gefüllte Wasserbecken im Kreis herum, oder geben als Luftkämpfer alle Griffe der edlen Fechtkunst zum Besten. Auch bettelnden Buddhisten- und Tauistenpriestern begegnet man häufig; doch sind das nicht von irgend einem Kloster ausgesandte Bettelmönche, sondern heimatlose Leute, die sich entweder nur für Priester ausgeben, oder aber die Auswürflinge irgend eines Tempels. — Eine letzte, von den seither

aufgezählten etwas verschiedene Bettlerklasse besteht aus herumziehenden Sängern, die sich selbst 'Lotos-Blumen-Sänger' heißen und weit größere Gaben erwarten, als sie andern Bettlern zufallen. Gibt man diesen letzteren einen Kasch, so fordern und erhalten jene oft 200—300. Zuweilen werden diese Sänger von den Mandarinen auch als eine Art geheime Polizei benützt, da sie durch ihre Einkehr in Läden, Theebuden und Wirthsstuben, wenn sie die Augen offen halten, sehr leicht auf die Spur flüchtiger Missethäter leiten können.

„Ein sonst über chinesische Zustände wohlunterrichteter Mann wollte kürzlich wissen, die Anwesenheit der Fremden in den Hafenstädten habe entweder die Bettlerzunft aus dem Innern dorthin gelockt, oder aber ihre Zahl bedeutend vermehrt. Wie dem jedoch sei, so ist dieses Bettlerwesen sicherlich nicht ein Gewächs von gestern her. Einer chinesischen Romanze zufolge, der ihr Uebersetzer ein Alter von 1600 Jahren zuschreibt, waren zur Zeit des nicäischen Konzils die Bettler in der Hauptstadt der Provinz Tschekiang so ziemlich dieselben, wie sie es heute noch in Ningpo sind. Ein Eingeborner sagte mir zwar, jene Romanze sei wohl nur halb so alt, als der Uebersetzer glaubt, und da ich das Original nicht selbst gesehen habe, steht mir kein eignes Urtheil zu; auch 800 Jahre aber sind doch schon eine schöne Zeit! — Ich hörte ferner die Behauptung aussprechen, einige der elendesten Opiumbuden hängen ganz nur von ihrer Bettlerkundschaft ab. Sicher verhält sich aber die Sache umgekehrt: von Bettlern lebt kein Opiumverkäufer; aber durch Opiumrauchen wird Mancher zum Bettler."

Aus einem dem chinesischen Aberglauben gewidmeten Kapitel heben wir hier nur die Züge hervor, die nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit den herrschenden Religionssystemen stehen, uns aber in beschämender Weise daran erinnern, wie viel derartiges Heidenthum auch bei uns unter Hohen und Niederen zu finden ist.

„Das Tischrücken ist in China eine wohl schon seit Jahrhunderten bekannte Sache. Einige unerklärliche, nicht wegzuläugnende Erscheinungen abgerechnet, ist auch vermuthlich dort wie hier gleichviel Einbildung und Betrug dabei im Spiel. Der Gedanke, daß die unsichtbaren Geister durch irgend ein greifbares Mittelglied mit dem Menschen in Verkehr treten und ihm durch dasselbe ihre Orakelsprüche kundthun, ist überall der gleiche. Die chinesische Art

der Ausführung desselben ist folgende: Man bestreut einen Tisch mit Sand oder Mehl und hängt darüber in der Weise einen Pinsel auf, daß seine Spitze gerade den Tisch berührt, oder aber befestigt man ihn an den Rand eines umgekehrten Reiskorbs, den zwei einander gegenübersitzende Personen auf ihren Fingern schwebend erhalten. In beiden Fällen fängt nach einer Weile ruhigen Zuwartens der Pinsel an sich zu bewegen und die ihm vorgelegten Fragen auf dem sandbestreuten Tisch zu beantworten. Die erfahrensten, scharfblickendsten Missionare haben dieß schon mit eigenen Augen gesehen und das Räthsel nicht zu lösen vermocht, da es ihnen rein unmöglich schien, durch bloße Betrügerei einen an einer Schnur hängenden Pinsel die verwickelten chinesischen Schriftzüge zeichnen zu lassen.

„Obgleich die Chinesen sich vorzugsweise mit dem unsichtbaren Hereinragen der Geisterwelt ins diesseitige Leben beschäftigen, glauben sie doch auch an Geistererscheinungen. So erzählte mir ein eingeborner Bekannter, er sei mit 20—30 andern Passagieren in einem großen Boot von Hangtscheu zurückgekehrt. Das Boot wurde von vier am Ufer gehenden Männern gezogen und hatte zwei kleine Kähne im Schlepptau. Eines Abends, als der Mond seinen blassen Schein durch die nebelerfüllte Luft goß, riefen plötzlich die Bugsirer laut zu den Passagieren herüber. Diese erhoben sich und bemerkten etwa vierzig Ellen vor dem vordersten Schlepper etwas wie eine menschliche Gestalt. Sie riefen ihr zu, aber da war keine Antwort; sie eilten vorwärts, die geheimnißvolle Erscheinung deßgleichen. Während ihre Augen fest auf dieselbe geheftet waren, wandte sie sich plötzlich um und tauchte in den Strom. Man sah die Oberfläche des Wassers sich nicht kräuseln und hörte keinen Laut; auf der andern Seite des Kanals aber stieg das seltsame Wesen wieder ans Ufer, und mein Berichterstatter sah es landeinwärts weiter gehen und dann im Nebel verschwinden. Es gibt in dieser Gegend weder Affen noch Bären, und ich gestehe offen, daß obgleich ich lachte, als mein alter Freund mir seine Geschichte erzählte, ich dennoch für die mir allen Ernstes bis ins Einzelste geschilderte Erscheinung keinen genügenden Erklärungsgrund wußte.

„An eine in China weit verbreitete Sitte, die einigermaßen dem englischen Volksaberglauben zu entsprechen scheint, über Stall- und Scheunenthüren Hufeisen zu nageln, erinnert mich das Wort Affe. Ein albernes, jetzt den Meisten nicht mehr bekanntes Mährchen aus früherer Zeit ist die Veranlassung zu der bis heute bestehen-

den Gewohnheit geworden, in den Pferdeställen auch einen oder etliche Affen zu halten als eine Art Talisman, der die Rosse vor Krankheiten und andern Unfällen schützen soll.

„Müssen wir aber selbst in solchen Thorheiten die Chinesen als unser eigen Fleisch und Blut erkennen, so ist das nur ein Grund weiter, dem in seinen Sklavenketten schmachtenden Volk unsre brüderliche Theilnahme nicht zu versagen. Wenn nach dem Anhören von allerlei Erzählungen über die geheimnißvollen Beziehungen zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt die Seele sich eines gewissen Grauens nicht erwehren kann, ist das Eine große Heilmittel gegen die sie beschleichende Furcht vor unsichtbaren Gespenstern die Liebe zu dem gleichfalls unsichtbaren und doch immer nahen Heiland und Erlöser. Seine Stimme, die von der Welt nicht vernommene Worte zu der Seele spricht, und Sein heiliger Geist, der das Herz erquickt und tröstet, verleiht dem Furchtsamsten Muth und dem Schwächsten Kraft, verscheucht jede abergläubische Angst und erleuchtet selbst das Grabesdunkel durch einen Strahl himmlischer Herrlichkeit. Und das ists, was China braucht. Der Dämmerschein seiner Sittenlehre, die Nacht seines Götzendienstes, das gespensterschwangere Dunkel seines Aberglaubens, sie alle bedürfen der frohen Botschaft von einem Bürgen für die Sünder und einem durch ihn versöhnten, unsichtbar nahen Gott, die der Morgenröthe gleich den nahenden Tag verkündet. An uns aber ists, ihre Träger zu sein, bis die Sonne der Gerechtigkeit aufgeht und die Schatten fliehen."

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Die Baptisten im Telugulande.

Es ist nun schon mehr als ein Jahr, daß unter den zur niedersten Kaste gehörigen Malas im südlichen Telugu eine Bewegung ausgebrochen ist, in Folge deren allein im December 1870 die Zahl von 324 Seelen durch die Taufe in die Gemeinde aufgenommen wurde, während in der ersten Hälfte des Jahrs in Ongol 573, in Nellur 55, in der neuen Station Ramapatnam 628 Erwachsene getauft wurden. Ganze Dörfer werfen ihre Götzen weg und suchen ihr Heil bei Jesus. Zwischen Kambam und den östlichen Ghats

wie auch beim Ahnendienst weit weniger die Liebe zu den Verstorbenen, als die das ganze Dasein des Chinesen beherrschende Geisterfurcht die leitende Triebfeder ist, und wie die darauf bezügliche Lehre von den sich in der Luft bekämpfenden guten und bösen Einflüssen, deren Strom durch die geringfügigsten Hindernisse auf seinem Weg in verderbliche Bahnen gelenkt werden kann, jeder Neuerung auf dem Gebiet des äußeren Lebens nicht minder feindlich entgegentritt, als der Verkündigung des Evangeliums. Wenn irgend ein nicht nach allen Regeln chinesischen Aberglaubens erbautes Häuslein, wenn eine bloße Telegraphenstange nach der Volksmeinung im Stande ist, in unheilvoller Weise das Gleichgewicht der in der Luft herrscheuden Mächte zu stören, wie sollte da an die Erbauung von Eisenbahnen, an die Durchbrechung von Bergen und die rücksichtslose Ueberbrückung von Flüssen und Thälern zu denken sein?

Moule läßt uns aber auch noch in andere Seiten der chinesischen Zustände hineinblicken, und davon möge sich hier Einiges ergänzend der Lebensbeschreibung des treuen Burns anreihen, der in der rastlosen Arbeit nicht Zeit fand zu derlei Berichten.

I.

„Die verschiedenen Religionssysteme der Chinesen haben nicht vermocht, tugendhafte Menschen zu machen, weil sie kein Heilmittel gegen die Sünde bieten; aber die gröberen, mehr in die Augen fallenden Ausbrüche des Lasters zu beschränken und ein gewisses Gefühl von Recht und Unrecht im Verhältniß von Mensch zu Mensch wach zu halten, ist ihnen gelungen. Obgleich in Schwachheit, und oft nur in äußerlichem, oberflächlichem Gehorsam, haben die Chinesen als Volk doch seit dem grauesten Alterthum ihre Eltern geehrt, und wahrhaftig, sie haben als solches lange gelebt in dem Lande, das der Herr, ihr Gott, ihnen gegeben hat. Bedenkt man, daß dieses allerdings jetzt wankende Reich bis zu den Tagen Abrahams hinaufreicht, daß es das allmähliche Emporblühen und den Zerfall der assyrischen, babylonischen, persischen, griechischen und römischen Weltherrschaft gesehen und überdauert hat und jetzt in seinem 4000sten Jahr als eine ebenbürtige Macht mit der erst 90jährigen amerikanischen Republik verkehrt, so kann man kaum umhin, darin eine buchstäbliche Erfüllung der das vierte Gebot begleitenden Verheißung zu sehen.

„Nichts fiel mir während eines nahezu achtjährigen Aufenthalts in Ningpo, und mehr noch seit meiner Rückkehr nach England so